

Hanns-
Josef
Ortheil
Wie ich
Klavier-
spielen
lernte

it



insel taschenbuch 4812
Hanns-Josef Ortheil
Wie ich Klavierspielen lernte



Hanns-Josef Ortheil erzählt von den oft skurrilen Seiten des Pianistenlebens. Von ersten Klavierschulen, favorisierten Komponisten, frühem Vorspiel, exaltierten Klavierlehrern und großen Titanen auf den Bühnen von Salzburg und anderswo. Amüsant und packend führt er den Leser eine steile Leiter hinauf in den Pianistenhimmel, wo seit Vladimir Horowitz' Zeiten sowohl schwerste spezielle Psychosen als auch legendäre Triumphe zu erwarten sind.

Ein Buch nicht nur für Klavier- und Musikenthusiasten, das von den verborgenen, dämonischen Seiten manischen Übens und Spielens sowie der Geschichte des Virtuositums kenntnisreich und detailliert erzählt.

»Als Kind stellte Hanns-Josef Ortheil sich vor, dass die Tasten sich [unter dem Klavierdeckel weiter bewegen. Jetzt weiß er, dass alles, was weiterklingt, aus ihm selber kommt, so wie dieser Roman als großes Echo eines Lebens mit der Musik.« *Süddeutsche Zeitung*

Hanns-Josef Ortheil wurde 1951 in Köln geboren. Er ist Schriftsteller, Pianist und Professor für Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus an der Universität Hildesheim. Sein literarisches Werk wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. erhielt er 2002 den Thomas-Mann-Preis der Hansestadt Lübeck.

Im insel taschenbuch liegen von ihm außerdem vor: *Paris, links der Seine* (it 4709), *Venedig* (it 4482) und *Rom* (it 4060).

Hanns-Josef Ortheil

Wie ich Klavierspielen lernte

Roman meiner Lehrjahre

Insel Verlag

Die Passagen aus Schumanns *Musikalischen Haus- und Lebensregeln*
zitiere ich zum leichteren Verständnis in heutiger Schreibweise.

Erste Auflage 2020

insel taschenbuch 4812

© Insel Verlag Berlin 2019

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg

Umschlagabbildung: Performance von Oliver Blumek in der Galerie
tiefgarage, Foto: Marijana Aradjanski, Köln

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68112-0

Wie ich Klavierspielen lernte

1

Es klingelt, und meine Mutter geht an die Tür unserer Wohnung im ersten Stock eines Mietshauses im Kölner Norden. Draußen im Flur stehen drei Möbelpacker, die ein altes Klavier bringen. Sie warten darauf, dass Mutter sie einlässt und ihnen zeigt, wo das Klavier abgestellt werden soll.

Mutter spricht damals nicht, die Möbelpacker scheinen aber von ihrem Stummsein zu wissen, denn sie reden Mutter sehr freundlich und vorsichtig an, und dann macht sie einige Zeichen, führt die Männer ins Wohnzimmer und zeigt ihnen den Platz, den sie zusammen mit meinem Vater leergeräumt hat. Sie deutet auf die große Lücke, und die Männer nicken und bestätigen, dass sie das Klavier in diesen Leerraum rücken werden.

Dann gehen sie hinunter und holen das Klavier aus einem Möbelwagen, der vor unserer Haustür steht. Der Wagen ist hinten geöffnet, und einige Passanten stehen um ihn herum und beobachten, was passiert. Ich schaue aus einem Fenster unserer Wohnung zu und bin erstaunt, als ich das dunkelbraune Möbelstück sehe. Es ist nicht leicht zu tragen und sieht aus wie ein schweres Gehäuse mit merkwürdigen Bestandteilen. Einem langen, geraden Rücken, einem steifen Brustkasten, zwei gebogenen Beinen und (ganz unten) zwei Pedalen (wie bei einem Auto).

Ein solches Möbelstück habe ich noch nie gesehen. Ich bin fast fünf Jahre alt und spreche auch selbst kein Wort. Die einzigen Menschen, denen ich noch bedingungslos vertraue, sind meine Eltern. Tagsüber lebe ich an Mutters Seite, abends bin ich mit

Vater unterwegs. Allein kann und will ich damals nicht sein, dazu ist die Angst einfach zu groß.

Auch vor dem schweren Möbelstück habe ich Angst. Ich will nicht, dass es bei uns wohnt, und gehe sofort auf Abstand, als es schließlich auf kleinen Rollen in die Wohnung gebracht wird. Die Möbelpacker schieben es an den vorgesehenen Platz und bleiben einen Moment regungslos stehen.

Auch Mutter wartet und betrachtet das Klavier. Dann öffnet sie den Tastaturdeckel langsam, und eine lange Reihe von schwarzen und weißen Tasten kommt zum Vorschein. Sie sehen aus wie kleine Katzen, die im nächsten Augenblick ins Wohnzimmer springen und sich dann in der ganzen Wohnung verteilen.

Mutter tritt näher an sie heran und berührt einige mit den Fingern. Mit zwei Fingern solche ganz oben und mit denselben zwei Fingern solche weiter unten. Die vier Tasten lassen vier Töne hören. Sie tropfen wie helle Perlen auf den Boden und kullern durch die ganze Wohnung. Die Möbelpacker sagen nichts, sondern nicken nur wieder.

Mutter muss etwas unterschreiben und tut das sehr rasch. Dann erhalten die Möbelpacker ein Trinkgeld. »Viel Freude damit, junge Frau!«, ruft einer von ihnen. Schließlich verschwinden sie. Mutter aber dreht sich um, geht zu dem merkwürdigen Möbel zurück und schließt es ab. Den Schlüssel steckt sie in eine Tasche ihres Kleides.

Das Klavier ist bei uns angekommen, aber wir lassen es warten. Vorerst haben wir nicht vor, es zu begrüßen oder etwas anderes mit ihm zu tun. Vielleicht hat auch Mutter Angst davor, dass es zu reden anfängt. Außer meinem Vater spricht niemand in unserer Wohnung. Stattdessen herrscht eine schwere, oft lastende Stille.

Mutter scheint nicht daran zu denken, das zu ändern, und so lassen wir das Klavier in Ruhe. Es steht wie etwas Überflüssiges, Monströses und sehr Fremdes an der Wohnzimmerwand. Was befindet sich in seinem Gehäuse? Ich denke an Schlangen, wie ich sie einmal im Zoo gesehen habe. Fette, reglose und unheimliche Schlangen, die wochenlang ohne Nahrung auskommen.

2

Sofort nach dem Aufstehen bin ich eine halbe Stunde im nahen Wald unterwegs. Ich drehe eine kleine Runde, komme zurück, trinke einen Tee und gehe ins Musikzimmer. Wenn ich die Tür von draußen öffne, blicke ich direkt auf das dunkelbraune Gegenüber. Es ist das alte Klavier, das uns vor sechzig Jahren ein Bruder meiner Mutter geschenkt hat. Ursprünglich stand es bei diesem Onkel im Arbeitszimmer. Da er wegen seiner beruflichen Verpflichtungen als Pfarrer einer großen Gemeinde nicht zum Üben kam, schenkte er es weiter. Im Haushalt meiner Eltern war es, wie er hoffte, gut aufgehoben.

Meine Mutter konnte Klavier spielen, besaß aber damals kein Instrument. Das alte Klavier, an dem sie jahrzehntelang geübt hatte, war während eines Bombenangriffs in Berlin zerstört worden. Nach dem Zweiten Weltkrieg, in dem sie zwei Söhne verlor, hatte sie sich nicht entschließen können, ein neues Klavier zu kaufen. Sie war schweigsam und nach dem Tod von zwei weiteren Söhnen sogar stumm geworden. An ein Klavier oder an ein erneutes Klavierspiel hatte sie nie mehr gedacht.

Ich öffne den Tastaturdeckel und drehe den Klavierhocker etwas nach oben. Ein Blick nach draußen ins Grün, das so tut, als neigte

es sich zu mir. Ich streife mit den Fingern kurz über die Tasten. Sie antworten sofort, lebendig, klar und hellwach.

Vor wenigen Tagen wurde das Klavier wieder einmal gestimmt. Ich mag das und bin den halben Tag mit zugegen, wenn der fast blinde Klavierstimmer sich des Instruments annimmt. Meist fachsimpeln wir ein wenig und sprechen über die neuen Standards der großen Klavierfabriken. »Wie lange wollen Sie es noch mit diesem Altertum aushalten?«, fragt der Klavierstimmer, und ich antworte: »Bis an mein Ende.« Wir lachen, und der Klavierstimmer legt sich wieder ins Zeug, hartnäckig, so dass ein und derselbe Ton manchmal minutenlang repetiert wird. Das tut ihm gut, es ist, als unterzöge man ihn einer Spezialuntersuchung.

Ich lockere die Schultern ein wenig, dann greife ich nach den Noten. Seit kurzem beginne ich wieder jeden Tag mit einer Übungsphase. Ich übe keine Stücke großer Komponisten, nein, ich übe überhaupt nicht die vertraute Musik, wie ich sie seit den Kindertagen kenne. Stattdessen übe ich kleine Etüden von Carl Czerny, keine länger als dreißig, vierzig Sekunden.

Es sind spezielle technische Übungen, jede mit einer anderen formalen Aufgabe. Früher fand ich sie anstrengend und hielt das Üben solcher Stücke für »Sport«. Jetzt gefallen sie mir erheblich besser. Es sind genau die richtigen Stücke, um mich wieder an das Klavierspiel zu gewöhnen. Ganz von vorne werde ich wieder anfangen, genau da, wo ich vor mehr als sechzig Jahren schon einmal begonnen habe.

Seit langem habe ich nicht mehr richtig geübt. Ich habe noch etwas gespielt und geklumpert, anspruchsvolle Stücke sogar, alles aber mit einer miserablen, unzulänglichen Technik. Den Ehrgeiz, ein Stück klassischer Musik (wie etwa eine Beethoven-Sonate) so wie früher einmal spielen zu können, hatte ich längst aufgegeben. Das ist jetzt anders, ich spüre zwar weiterhin keinen Ehrgeiz, aber doch einen

starken Antrieb. Ich möchte es noch einmal wissen und zurück in die Zeiten finden, als ich gut Klavier spielen konnte.

Ich beginne mit kleinen Übungen in C-Dur. Die rechte Hand stürmt eine Quinte hinauf und hinab, die linke hat fast nichts zu tun. Dann umgekehrt: Die linke macht sich auf den Weg, die rechte begleitet mit wenigen Akkorden. Ich spiele sehr langsam und natürlich ohne Pedal. Kein laut und leise, überhaupt keine klanglichen Manöver. Ich trainiere meine lahm und müde gewordenen Finger, mehr nicht. Es ist wie beim Sport: Körpertraining, Training der Muskeln, Einübung von Kraft, Ausdauer und Geschwindigkeit.

Sehr allmählich werde ich etwas schneller. Schleichen sich Fehler ein, nehme ich das Tempo sofort wieder zurück. Kein lauter Anschlag, alles leise und verhalten. Nach etwa einer Dreiviertelstunde ist Schluss. Ich schließe den Tastaturdeckel und verlasse das Musikzimmer. Von draußen schaue ich noch einmal zurück. Das Klavier der Firma Seiler schaut mich an. Über ihm an der Wand hängt ein Plakat, auf dem nur ein einziges Wort steht: »Salve«.

Ich nicke, ich bin wieder bereit, ich habe wieder mit ernsthaftem Üben begonnen. Mal sehen, wohin mich das führt. In meinem Arbeitszimmer trage ich die Zahl der geübten Minuten und die Titel der Stücke, die ich gespielt habe, neben dem exakten Tagesdatum in ein kleines Heft ein: 7.32 Uhr bis 8.17 Uhr. Übungen op. 261 von Carl Czerny. Befriedigend.

3

Das Klavier der Firma Seiler bleibt in den fünfziger Jahren zunächst auf Distanz in unserem Wohnzimmer stehen. Mein Vater schaut es oft an, berührt aber keine Taste. Ich erkenne sofort, dass er mit dem Instrument nicht umgehen kann und gewiss kein Klavierspieler ist. Bei meiner Mutter dagegen ist das anders. Nach wenigen Tagen fängt sie an, sich um das Klavier zu kümmern, und an der Art, wie sie das tut, erkenne ich, dass sie mit dem fremden Ding Kontakt aufnehmen will.

Dann öffnet sie den Tastaturdeckel und holt ein weiches Tuch, das sie zuvor etwas angefeuchtet hat. Damit säubert sie die Tasten, langsam und gründlich. Mit den tiefen, heiser röchelnden geht es los, dann kommen die eher langweiligen, farblosen in der Mitte dran und schließlich die hohen, bis hin zu den kreischenden.

Ich sitze im Erker des Wohnzimmers auf dem Boden und schaue Mutter zu. Mit einem Mal begreife ich, dass zu jeder Taste nur ein einziger, ganz bestimmter Ton gehört. Es müssen sehr viele und sehr verschiedene sein, und die weißen klingen anders als die schwarzen. Wird nach einer weißen Taste eine schwarze gespielt, klingt das nicht gut, eher mühsam, als stiege man schwitzend einen Abhang hinauf. Wird dagegen nach einer schwarzen Taste eine weiße angeschlagen, hört sich das wie ein friedliches Ausruhen an.

Mutter säubert die Tastatur von unten nach oben und danach noch einmal von oben nach unten. Jede Taste erhält eine gründliche Behandlung und Säuberung von ungefähr gleicher

Dauer, keine wird bevorzugt oder benachteiligt. Es ist, als wollte Mutter sich vergewissern, dass alle Tasten einsatzbereit sind – so kommt es mir jedenfalls vor. Beim Säubern werden sie getestet, und das so oft, bis Mutter sicher sein kann, dass keine von ihnen ausfällt.

Nach der Säuberung wird der Tastaturdeckel wieder verschlossen. Manchmal wird das Gehäuse später noch mit einem anderen Tuch behandelt, nachdem es einige Spritzer aus einer Flasche Tinktur abbekommen hat. Die Tinktur riecht stark und beizend, und man bekommt Kopfschmerzen, wenn das Auftragen auf dem Gehäuse zu lange dauert. Hinterher glänzt das dunkelbraune Holz aber sehr schön, und das Klavier wirkt wie frisch gebohntert oder glasiert.

Mit einem derartigen Glanz verwandelt es sich in eine vornehme Gestalt, die ihr Geheimnis noch immer für sich behält. Nie würde ich es wagen, es zu berühren. Das Äußerste, was ich tue, ist mit dem runden Klavierhocker zu spielen, dessen Sitz ich mühelos hinauf- und hinabdrehen kann. Nachdem das Gestänge geölt worden ist, quietscht er nicht mehr, sondern schnurrt, wenn man heftig an ihm dreht, rasant auf- und abwärts.

Ich lege mehrere dicke Kissen aufeinander und nehme hinter dem Hocker auf ihnen Platz. Dann fahre ich los, ich drehe an der runden Scheibe des Hockers und bewege sie hin und her. Ich stelle mir vor, dass ich ein kräftiger Lastwagenfahrer bin, mit dem Steuer in beiden Händen. Die zwei Pedale sind das Gas- und das Bremspedal, so, wie ich einmal welche während einer Lastwagenfahrt mit einem Onkel kennengelernt habe.

Er ist ein Bruder meines Vaters, und er besitzt einen Bauernhof mit den unterschiedlichsten Fahrzeugen. Einen Traktor, einen Lastwagen, einen Mähdrescher. Sonntags fährt er mit sei-

ner Frau und den Kindern in einem Mercedes zur Kirche, werktags aber ist er mit den schwereren Fahrzeugen meist gut gelaunt (und bekleidet mit einem Hut) unterwegs.

Ich denke daran, während meiner Klavierhockertouren ebenfalls einen Hut zu tragen, ja, ich probiere es sogar mehrmals. Dabei trage ich einen Hut meines Vaters, der mir viel zu groß ist. Bewege ich mich etwas heftiger, rutscht er vom Kopf und rollt über den Boden. Schade, dass ich keinen Kinderhut besitze, sehr schade! Ich versuche, einen zu zeichnen, um Mutter mitzuteilen, dass ich mir einen wünsche.

Mutter schaut sich die Zeichnung an und lächelt, dann legt sie das Blatt beiseite. Nein, sie hat nicht verstanden, woran ich denke, anscheinend glaubt sie, dass ich Vaters Hut gezeichnet habe. Ich streiche den Hut durch und zeichne darunter einen kleineren. Mutter lächelt auch über diese Zeichnung, ohne begriffen zu haben. Danach gebe ich das Zeichnen von Hüten auf. Ich könnte noch viele weitere zeichnen, ohne dass sie meinen Wunsch verstehen würde.

Also fahre ich weiter hutlos, immerhin aber bekleidet mit einem bunten, karierten Hemd, das ein wenig Ähnlichkeit mit den Arbeitshemden meines bäuerlichen Onkels hat. Ich brumme vor mich hin, als hätte ich einen Motor angeworfen, und ich verstärke und vermindere das Brummen, je nach den unterschiedlichen Straßen und Wegen, die ich gerade entlangfahre.

Das laute und das leise Brummen sind in der ganzen Wohnung zu hören. Manchmal kommt Mutter in den Türrahmen, bleibt dort stehen und horcht. Es ist nun nicht mehr ganz still, so wie früher. Meine Laute antworten auf die wenigen Klimper-töne des dunkelbraunen Gehäuses, das außerhalb der Säuberungsaktionen weitgehend schweigend und verschlossen vor

mir steht. Ein erster, noch sehr zaghafter Kontakt ist nun auch von meiner Seite aus hergestellt.

In späteren Jahren, als Mutter längst wieder sprach, erzählte sie davon und sagte, sie habe erstaunt bemerkt, wie ich mit dem fremden Klavier langsam »Führung aufgenommen« habe.

»Führung aufnehmen« – das trifft es. Ich rücke dem dunklen Kasten zu Leibe, ich atme seinen Geruch ein und spiegele mich in seinem Tinkturenglanz. Und was ist mit meinem Brummen? Wirkt es nicht wie die Anrufung eines ehernen Standbilds und wie eine Aufforderung, seinen Holzpanzer endlich zu öffnen?

4

An einem Abend sitze ich mit meinem Vater in der Küche unserer Wohnung, da höre ich Mutter zum ersten Mal Klavier spielen. Zuvor ist es wie immer sehr still gewesen, nicht einmal das Radio (das Mutter nicht mag) haben wir eingeschaltet. Mutters Klavierspiel beginnt nicht leise oder verhalten, sondern gleich so, als eröffnete sie ein Konzert. Einige strahlende, helle Akkorde werden angeschlagen und marschieren durch unsere Zimmer. Sie verdrängen alles, was im Weg steht, und erobern die Räume, als wären sie aus der Fremde heimgekehrt und hielten nun wieder Einzug.

Vater und ich sitzen regungslos da und lauschen. Ich schaue Vater an und sehe, wie erschrocken er ist. Sein Gesicht ist rot und glänzt. Freut er sich oder hat er Angst? Ich jedenfalls habe im ersten Moment sofort wieder Angst, denn die Klänge wirken gewaltig und so triumphal, als gehörten sie nicht in unsere Woh-

nung. Menschen, die solche Musik spielen, leben woanders, in ganz anderen Städten und Ländern. Bestimmt sprechen sie auch eine andere Sprache und essen etwas ganz anderes als wir. Warum aber spielt Mutter eine solche Musik?

Noch heute wundere ich mich darüber, dass Vater und ich die Küche nicht verlassen haben. Wollten wir nicht sehen, wie Mutter spielte, wollten wir uns nicht überzeugen, ob sie es wirklich war? Nein, das wollen wir nicht, wir denken wohl nicht einmal daran. Kerzengerade sitzen wir auf unseren Stühlen, wie Zuhörer in einem Konzert.

Konzerte habe ich bis dahin noch nie erlebt, ich weiß also nicht, wie es in ihnen zugeht und wie die Räume aussehen, in denen sie aufgeführt werden. Ohne es zu ahnen, verhalte ich mich aber wie ein kleiner Konzertbesucher. Ich höre angestrengt zu, ich konzentriere mich – ganz wie mein Vater, der sogar mit leicht geöffnetem Mund dasitzt und hörbar aus- und einatmet. Anscheinend regt die Musik ihn sehr auf, ja: Die Musik fährt einem in den Leib und hinterlässt eine heftige Unruhe, die sich rasch ausbreitet und den ganzen Körper durchströmt.

Je länger ich zuhöre, umso freundlicher erscheinen mir die Klänge. Sie beginnen zu wandern und sich umzuschauen, und sie sind nicht im Geringsten bedrohlich. Erstaunlich ist, dass das Klavier sich wie ein großes Orchester mit vielen verschiedenen Stimmen anhört. Die Finger können einzeln, zu zweit, aber eben auch zu vielen Musik machen! Sie können trommeln, wirbeln und klettern – und zwar alle fünf, und das an beiden Händen!

Mutter scheint darin eine Meisterin zu sein. Natürlich habe ich das nicht erwartet, und natürlich habe ich keine Ahnung, wo sie das gelernt haben könnte. Viele Jahre muss sie Unter-

richt erhalten haben, damit sie so gut spielen kann, so treffsicher und leicht!

Erst sehr viel später habe ich sie einmal gefragt, welches Stück sie damals gespielt hat. Sie erinnerte sich genau und sagte, dass es ein Stück von Frédéric Chopin war. Und welches? Die *Polonaise in A-Dur*! Und warum die? Sie habe nichts Ruhiges oder Melancholisches spielen wollen, sondern ein Stück, das die Räume öffnet und frische Luft hereinlässt. Das Ganze habe ein Auftakt sein sollen, ein Entrée, als ginge ein Vorhang auf einer Bühne wieder auf, nachdem er lange Zeit geschlossen gewesen war.

Die *Polonaise in A-Dur op. 40* also! Direkt nach dieser Unterhaltung habe ich sie mir wieder auf einer Schallplatte angehört, gespielt von Arthur Rubinstein. Schon mit den ersten Klängen war der große Kindheitsmoment mit all seinen Stimmungen wieder da: Vater und Sohn, zwei Zuhörer in der Küche! Die Zaubereien von Mutters Fingern, die über die Tasten sprangen! Und? – und der grausame Moment, als ihr Spiel zusammenbrach, weil es sie überforderte und weil sie das Strahlen dieser triumphal dahermarschierenden Klänge nach den tieftraurigen Erlebnissen in ihrem Leben noch nicht ertrug.

Von einem Moment auf den andern hört sie auf, schlägt auf die Tasten ein, stöhnt und weint. Mein Vater steht auf und geht sofort zu ihr, und ich schleiche hinter ihm her, unsicher, ob ich das Wohnzimmer wirklich betreten soll. Wir sind beide sehr hilflos, selbst Vater weiß nicht, was er tun soll. Er versucht, Mutter zu beruhigen, aber er hat dafür keine Worte, und so reicht er ihr ein Stofftaschentuch, damit sie ihre Tränen trocknen kann.

Ich sehe dieses Taschentuch bis heute vor mir: wie es aus Vaters Hose herausgezogen und entfaltet wird, wie es schlaff in der Luft hängt und hin und her baumelt und wie die Hand meines Vaters zittert. Ich nehme es ihm ab und reiche es an Mutter weiter, und als sie es direkt vor Augen hat, schaut sie auf, erkennt mich und wischt sich mit dem Tuch das Gesicht. Es ist die Sekunde, in dem sie sich besinnt. Sie lächelt sogar kurz angesichts des Taschentuchs, das sie in den Händen hält, ja, sie schüttelt den Kopf, als wollte sie der Trauer auf keinen Fall länger nachgeben.

Weiterspielen will sie anscheinend aber auch nicht, später vielleicht einmal, nicht jetzt. Soll sie das Klavier schließen, damit es wieder abtauchen und erstarren kann? Das kommt auch nicht in Frage, es sähe aus wie eine Niederlage.

Mutter hat eine viel bessere Idee. Und so nimmt sie mich an der Schulter und zieht mich hinüber zu dem Klavierhocker. Ich darf mich hinsetzen und meine Hände auf die Tasten legen. Dann holt sie sich einen Stuhl und setzt sich neben mich. Dicht nebeneinander sitzen wir vor den schwarz-weißen Tasten, bis Mutter eine von ihnen anschlägt. Dafür nimmt sie den zweiten Finger, sie krümmt ihn ein wenig und lässt ihn auf die Taste springen. Drei-, viermal darf der Finger hüpfen, dann zieht sie ihn zurück und deutet mit ihm auf meinen eigenen rechten Zeigefinger.

Ich bin dran, auch ich soll meinen Finger bewegen und eine Taste anschlagen.

Das kann nicht allzu schwer sein, oder? Von wegen. Ich lasse meinen Finger springen, und er schlägt auf die Taste. Viel zu laut hört sich das an, also versuche ich es ein zweites Mal. Diesmal klingt der Anschlag zu leise, er ist kaum zu hören. Also los,

ein drittes Mal! Wieder bekomme ich es nicht so hin, wie ich es mir vorstelle. Der Ton klingt nicht normal, sondern zittrig, außerdem fühlt mein Finger sich hart an und steif. Was ist denn bloß los?

Ich habe gedacht, dass jeder Mensch auf diesem Klavier Musik machen kann, das ist aber keineswegs so. Die Tasten gehorchen mir nicht, und meine Finger fühlen sich verkrampft an. Selbst im Oberarm tut sich etwas, dort spüre ich ein kleines Zucken.

Mutter nimmt meinen Finger und hält ihn eine Weile still. Dann führt sie ihn zurück und lässt ihn eine Taste nach der andern anschlagen. Ganz langsam und ruhig, mit etwas zeitlichem Abstand. So wandere ich mit meinem Zeigefinger die Tastatur hinauf und wieder hinab, immer wieder, ruhiger und leiser werdend.

Jeder angeschlagene Ton soll sich anhören wie der vorige, und genau das ist sehr schwer. Manchmal rutscht der Finger zur Seite und schlägt mehrere Tasten auf einmal an. Dann bleibt er zwischen zwei schwarzen hängen und muss sich erst wieder befreien.

Das Klavier, stelle ich fest, hat einen eigenen Willen, es gehorcht mir nicht. Um gut hörbar auf ihm zu spielen, muss ich mich auf seine Tasten einstellen. Wandern meine Finger nach rechts, muss der Oberkörper ein wenig mitwandern. Darf ich den Klavierhocker hinterherschieben oder wie bekomme ich es hin, immer aufrecht und gerade zu sitzen, auch wenn meine Finger sich immer weiter von meinem Körper entfernen und die weit entlegenen Regionen ansteuern, in denen die klirrenden, höchsten Töne zu Hause sind?

Leben die Tasten etwa wie Tiere? Sitzen sie tagsüber in ihrem großen Gehäuse und rühren sich nicht, rächen sich aber beim